

## Die Jahrtausendwende kommt!

In seinem autobiografischen Roman „Abschied“ erzählt Johannes R. Becher, wie er als Neunjähriger die Silvesternacht 1900 und den Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts erlebt. Bürgerliches Münchner Ambiente, der Vater ist Jurist, mitten in der langen Periode wilhelminischen Spießertums, die heute so harmlos scheint (Glaser 1993). Das Leben im gemächlich sensationslosen Zeitenstrom. Da naht, symbolisch hoch aufgeladen, die Jahrhundertwende als eine Zäsur, die den Knaben auf eine besondere Weise emotional erfaßt. Banale lebensweltliche Dinge werden plötzlich bedeutungsvoll auf das „alte Jahrhundert“ bezogen, nicht zuletzt das drängelnde Warten den Silvestertag über wird so kommentiert: „Sei nur noch recht unausstehlich – im alten Jahrhundert“. Der Junge sieht ein Bild des Großvaters an der Wand, der „die gute alte Zeit“ verkörpert und mit dem Anbrechen der neuen Zeit, morgen, dann ja wohl abgehängt werden wird. So abrupt stellt Johannes sich das vor. Vor kurzem hatte sich die Familie „noch einmal“ fotografieren lassen – noch einmal im alten Jahrhundert, als wolle sie einen Zustand dokumentieren, den es demnächst nicht mehr geben werde. Was dann aber neu kommen sollte, davor hat der Junge keine Angst, im Gegenteil, er fiebert dem Neujahrstag regelrecht entgegen, erwartet gespannt das, was da alles neu und anders und besser werden wird. Ja, was nur?

### Passage in ein neues Jahrhundert

Silvesterabend. Kurz vor zwölf tritt man auf den Balkon hinaus in die weisse Schneenacht. Alle haben das Glas schon erwartungsvoll erhoben, da durchströmt eine Katastrophenphantasie den Knaben, aus heiterem Himmel, der plötzlich rotbrennend wird, sich öffnet, Mond und Sterne sausen durcheinander: „Die Welt konnte untergehen! Der Untergang der Welt jagte mir einen solchen Schreck ein, daß ich gelobte, mich bessern zu wollen und anders zu werden. Dem Untergang der Welt nämlich folgte das Jüngste Gericht, an dem alle meine Lügen und Heimlichkeiten offenbar würden. Wen

der liebe Gott anblickt, der ist durchleuchtet bis in den tiefsten Grund seiner Seele hinein“ (Becher 1960, 10).

Dann schlägt es zwölf. Johannes kommt aus seinem Rauschzustand wieder zu sich, als ihm die Großmutter einen Kuß gibt: „Ihre Wange war feucht. Auch Christine, die in ihrer Küchenschürze ganz hinten stand, weinte. Wahrscheinlich grämten sie sich, weil die schöne Kaiserin Elisabeth von Österreich erstochen worden war, oder wegen des toten Bismarck. Aber es konnte auch wegen des Großvaters sein, der jetzt ein für allemal tot sein mußte, wenn die ganze Zeit, in der er gelebt hatte, um war. Lebe wohl, du gutes altes Jahrhundert! Lebe wohl! ‚Was wird das für eine neue Zeit geben, was wird sie wohl bringen, wer weiß.‘ Gern hätte ich die Großmutter getröstet und ihr gesagt, daß uns eine neue, wunderbare Zeit bevorstehe“ (Becher 1960, 11).

Auf der Straße freudentrunkene Menschen: Es lebe hoch, das neue Jahrhundert. Dann läßt man Prinzregent und Kaiser hochleben, dann Deutschland und unser „herrliches München“, den Vater, die Mutter, die Großmutter und den Knaben auch, und sogar das Dienstmädchen Christine läßt man hochleben. Und als der Knabe gefragt wird, was er sich denn zum neuen Jahrhundert gewünscht habe, ist er überrumpelt, ja was denn? Und die Großmutter flüstert ihm zu: „Es soll anders werden“. Es? Nie mehr lügen, nur beste Noten, „brav“ werden. Dann klopft der Vater an sein Glas: „Es lebe das zwanzigste Jahrhundert!“ Und der Junge wird nachdenklich, zählt in Gedanken fünf Kriege des alten Jahrhunderts durch, die er nicht miterleben konnte durch die Ungnade einer späten Geburt und fragt, ob es denn auch im neuen Jahrhundert einen richtig schönen großen Krieg geben werde. Groß zu sein und mal einen richtigen großen Krieg mitzuerleben, das ist das, was er sich sehnlich wünscht.

Das zwanzigste Jahrhundert war angebrochen, aber die neue Zeit: Sie schlief erst einmal. Morgen jedoch, dann würde es richtig losgehen. Und der poetische Blick voraus zeigt, wie der Junge Neujahr für Neujahr, Kapitel für Kapitel warten würde, auf daß das zwanzigste Jahrhundert doch endlich richtig losgehen würde. Irgendwie hat es sich verspätet, irgendwas kommt immer dazwischen. Die Bilder hängen nach wie vor an den Wänden, in der Alltagsroutine bleibt alles gleich. Das Jahrhundert – ist es nicht wie sonst auch ein neues Jahr, das ironischerweise im Familienakzent „mal wieder gut anfängt“, wenn Johannes zum x-tenmal beschworen wird, doch endlich

„brav“ zu sein und auf dem Spaziergang Erwachsenen „richtig“ die Hand zu geben. Auch im neuen Jahr stehen der Chinesische Turm und die Lenbachvilla an ihrer alten Stelle; alles geht, merkwürdig, doch seinen gewohnten Gang. Ja, wann bricht es denn wirklich und tatsächlich an, das neue Jahrhundert?

Nach den Winterferien ist Johannes der einzige in der Klasse, den die Jahrhundertwende noch fasziniert: „Während der Rechenstunde kitzelte ich die Bank voll mit vielen 1900 – wenn auch die Jahreszahl schon nicht mehr stimmte“ (Becher 1960, 25). Aber: „Das zwanzigste Jahrhundert wollte eben einfach nicht anbrechen, wollte und wollte nicht. Oder es war doch schon damals angebrochen, ohne sich das viele Wunderbare anmerken zu lassen, dass es mit sich gebracht hatte. Ist es schon angebrochen? Wird es erst anbrechen? Bricht es überhaupt an? Warum soll es gerade zu dem Zeitpunkt anbrechen, den wir bestimmen. Vielleicht kümmert sich solch ein Jahrhundert um unsere Berechnungen überhaupt nicht, und die Zeit macht mit uns, was sie will. Wie es auch sei, ich lasse das zwanzigste Jahrhundert ein für allemal, morgen, mitten im Jahr, anbrechen. Oder lassen wir es schon, damit es nur endlich eine Ruhe gibt, angebrochen sein. Dann sind wir eben schon mittendrin, es braust über uns hinweg, und es ist halt nichts mehr zu machen. Diese Glücksnacht war für immer verschwunden. Wünsche würden nicht mehr so leicht erfüllt. Was nützte es noch, ein Gelöbnis abzulegen? Ich hatte es versäumt: mein Anderswerden“ (Becher 1960, 27 f.).

### **Die Konstruktion der Wendemarke**

Ein Romananfang, der in nuce hindeutet auf die Jahrtausendwende, wie sie uns jetzt bevorsteht. Laut bildungsbürgerlicher Datierung trat man zur letzten Jahrhundertwende wirklich noch in der Silvesternacht 1900 auf Nulleins auf den Balkon und nicht schon ein Jahr davor. Zwar hat 1994 die Neue Zürcher Zeitung rechtzeitig vorgerechnet, daß das nächste Jahrtausend erst am 1. Januar des Jahres 2001 beginne, doch davon läßt sich in unserer Ankündigungskultur eine einmal in Gang gesetzte Millenniumsmaschine nicht aufhalten (s. Warneken 2000).

In diesem Romananfang sind wesentliche Facetten von Geschichtlichkeit enthalten, und das meint aus anthropologischer Perspektive des Menschen Handhabung der Zeit und – im Sinne der Annales-Schule – den Umgang mit der Dauer (Bloch 1974; Braudel 1977). Es beginnt mit einer adventisch

einsetzenden Bedeutungsaufladung des Gestern und des Morgen, die Markierung einer „alten“ und einer „neuen“ Zeit, eines Gewesenen und eines Künftigen, des Noch–immer und des Noch–nicht. Der Junge wird von den verbalen Unterscheidungen erfaßt, besetzt auch seine Welt selbständig mit Wechselperspektiven und Überdauernserwartungen, steht auf einmal selbst in der Mitte der Geschichtlichkeitsdreigliederung, im Heute, und spielt gewissermaßen mit dem zeitlichen Nach–hinten und Nach–vorn. Er beginnt sogar eine Art Rückblick auf lediglich vermittelte, erzählte Geschehnisse und Kriege, die er nicht miterleben konnte, nicht einmal deren Geschehenszeit, die er im wilhelminischen Deutschland von der Schule mit nachhause bringt. Damit wird er eingebunden in das kulturelle Gedächtnis (Assmann 1988) und in die allgemeine Erwartung einer Gesellschaft, der es kokett nach Krieg gelüftet, wo die Idee von Krieg zukunftsfähig ist und vielleicht eine noch viel erstrebenswertere Abwechslung verheißt, als sie eine simple Jahrhundertwende bieten kann: Miterleben, wie Geschichte gemacht wird, vom Kaiser selbst „herrlichen Zeiten“ entgegengeführt werden und nicht nur Geschichte als etwas Uraltes hinnehmen, das lediglich passierte. Typisch, ja klischeehaft die Hineinnahme des Weltuntergangs, als könne keine Jahrhundertwende ohne eine endzeitliche Phantasie auskommen; handlungslogisch besteht keine Notwendigkeit dafür. Entweder hat der Autor Becher seinen Wissensvorrat aktiviert, was Leser von der Schilderung einer Jahrhundertwende erwarten, oder er schreibt tatsächlich aus dem Erinnerungsvorrat, daß der Knabe Becher sich doch derart in eine Erwartung hineingesponnen hat, die in Trance landet und in Furcht umschlägt, so sehr hat ihn diese Erwartung des Wechsels zum 20. Jahrhundert ergriffen. Die Perspektive, daß das Neue und Kommende das Bessere bringen müsse, mutet wie eine Heilserwartung in der Neujahrsnacht an, und die ganze Weltuntergangsphantasie zielt bereits auf ein chiliastisches Paradigma, Erlösung jenseits der Apokalypse; zumindest ist die Romanperspektive positiv. Doch ein mehr oder weniger gesetztes, der menschlichen Willkür unterworfenen Datum, so die abschließende Reflexion des Knaben oder Autors Becher, bedeutet vielleicht einen, bringt aber keinen wirklichen Wechsel. Das Neue ist Neues dem Namen nach; so, wie weitergezählt wird, wird weitergelebt. Das Wesen der Geschichte ist das Kontinuum; epochalisiert charakterisiert es die Vorstellung von Geschichte (Koselleck 1979a). Wir erkennen, daß der Verlauf der Erzählung dem Übergangskonzept van Genneps entspricht (van Gennep 1909); die drei Phasen sind präsent: (1) Das

alte Jahr, das „um“ ist, ist der alte Zustand; (2) der Silvestertag ist die Schwelle: Sie zu überschreiten heißt Ablösung in Krise vom alten Jahr, und so wird die Katastrophenphantasie, der kurze Weltuntergangsschub plausibler, man kann den Trancezustand, deutlicher noch als den Schlaf, als „kleinen Tod“ deuten; die Böllerei und das Hoch-, Vivat- und Prositrufen kann als rituelle Fassung der Bannung des Bösen, Störenden oder Verheerenden gesehen werden; (3) doch lediglich die neue Jahreszahl kündigt von einem neuen „Zustand“, aber für den Jungen ist die Kontinuität nicht nur das Vertrauen „darauf, daß die Welt, so wie sie [ihm] bisher bekannt ist, weiter so bleiben wird“ (Schütz/Luckmann 1975, 25), umgreift jedoch noch keinen Status des Andersseins, sondern zunächst des Anderswerdenwollens, der „Besserung“. Im neuen Mai wird er 10 Jahre alt werden, er wird auf das Gymnasium wechseln; eine Statuserhöhung in spe. Das Neue als das signifikant Andere aber läßt auf sich warten. Die Jahrhundertwende enttäuscht als Passage, weil sie einem auf ein „Morgen“ gerichteten Erwartungsmuster nicht entspricht und erst als Vergangenheit revidiert ihren Sinn bekommt: Das „viele Wunderbare“ hatte vorher schon angefangen, und: Gesellschaftlich projektierte zeitliche Wendemarken, konstruierte Symbole in ihrer Geformtheit, Organisiertheit und Verbindlichkeit greifen – ist Assmanns Konzept vom Kulturellen Gedächtnis nicht auch „nach vorn“ zu denken? – doch nicht wie geplant, weil sie von den Mitgliedern der Gesellschaft individuell und unterschiedlich mit Bedeutung gefüllt werden.

In das seit den 1960er Jahren verwendete Bild Eric Hobsbawms vom „langen“ neunzehnten Jahrhundert, das er für die Zeit von 1789 bis 1914 in der Geschichtswissenschaft etablierte, scheint die autobiografische Schilderung eines Jahrhunderts, das nicht und nicht kommen will, gut zu passen; Bechers „Abschied“ erschien 1940. Literatur ist Umverteilung von Erfahrung. Das sich Orientieren in der Geschichte, wie es Bechers Romananfang auch beinhaltet, indem man an „Wendepunkten“ fragt, wie etwas gewesen sei und was anders oder nicht mehr sei, diese Vergewisserung in der Retrospektive führt bis in das Schreiben meines Textes hinein: Um über die Jahrtausendwende etwas zu sagen, blicke ich zurück auf die letzte Jahrhundertwende. Wie war es denn damals? Der Autor Becher gibt seine Antwort, für ihn war das so; so will er es erlebt nachwirkend gefühlt haben.

## Vorbereitungen auf die Jahrtausendwende

Die Spirale des Irregulären. Eine von weltumspannenden Medien ins Bewußtsein gebrachte „Millenium bomb“ tickt immer lauter. Die Computerindustrie hat das Problem mit den beiden Nullen längst erkannt; Techniker arbeiten fieberhaft an seiner Lösung. Kein Wissenschaftler weiß, was der andere macht. Ausgerechnet wird inzwischen, was „Y2K“ (Year two Kilo) kosten wird. Doch Ingenieure versichern, daß Ingenieurgeist das Problem managt. Und zunächst steht ein sauberer Countdown in diesem „eigentlichen Drama der Jahrtausendwende“ an. Die Reiseindustrie offeriert potenzierte Grenzüberschreitungen in Form von Flügen über diverse Zeitzonen hinweg in der „Nacht der Nächte“. Das Versprechen einer mehrfachen Jahrtausendwendennacht ... nur einmal im Leben ... Ja, diese Flüge seien alle ausgebucht. Aber es kommen, sagt die Frau der Reisebranche beruhigend, es kommen ja wieder welche rein (Klös 1998). So, wie in Rom das „Heiliges Jahr 2000“ als „Jahr der Jahre“ in Vorbereitung ist, riesige rückwärtslaufende Uhren in einigen Metropolen eingeschaltet werden und der Versandhandel deren handliche Kleinformate verschickt, arbeitet sich die „Expo 2000 Hannover“ auf das Datum ihrer Erfüllung heran (Meißner 1998). Was bedeutet die „2000“ für Sie, fragen wir die Kulturabteilung der Expo? Die „runde Zahl“, so die Kulturabteilung der Expo, sei lediglich ein Werbeaufhänger, mit Apokalypse hat man nichts zu tun, mit der runden Zahl werde natürlich gespielt, aus Mahlers „Sinfonie der Tausend“ werde man dann eine „Sinfonie der 2000“ machen, usw. (Meißner 1998). Ein Fernsehsender an, sucht Beistand der Kulturwissenschaft. Man „plant für in anderthalb Jahren“ eine Sendung: „Wie feiern die anderen Kulturen die Jahrtausendwende? Mit bestimmten Riten, Trachten, Musik und Speisen und so?“. Der Kulturwissenschaftler fragt: „Auch Buddhisten, Juden, Muslime?“ Das Medienfräulein: „Ja, möglichst exotisch.“ Der Kulturwissenschaftler: „Eigentlich gar nicht“.

Der Amerikaner Stephen Jay Gold war 1950 ein kleiner Junge und hat damals „die Feiern zur Hälfte des Jahrhunderts“ miterlebt und seitdem Tag für Tag auf die Jahrhundert-Gänze gewartet, die ja auch ein Jahrtausendende ist. Er hat ein Buch verfaßt unter dem Titel „Questioning the Millenium“ und es in einem New Yorker Verlag herausgebracht (Gold 1997). Umringt bereits von ungezählten anderen Autoren, deren Lektoren im eng gewordenen semantischen Feld Titelschöpfungen designen, in denen 2000, Jahrtausend,

Jahrtausendwende, Jahrhundert, Jahrhundertwende, Millenium, 21. Jahrhundert, 3. Jahrtausend, Endzeit, Eschatalogie, Weltuntergang, Apokalypse, Zukunft, Vision, Anfang, Ende, Wende wechselseitig, kombinationsfähig und ISBN-tauglich aufscheinen müssen. Out sind die alten Hauptwörter der Vorausschau; wer fragt noch nach Science Fiction?

Die publizistische Produktion zur Jahrtausendwende hatte nach einem verpufften „1984“-Hype spätestens Mitte der 90er Jahre in den USA eingesetzt, einem Land mit Weitblick für zu überschreitende Grenzen. Dann wurde die *frontier* nach England und Frankreich vorgetrieben und erst 1997, begann der deutsche Markt anzuspringen, kulminierende mit 236 deutschen Büchern für die Gabentische des letzten Weihnachtsfestes im „alten Jahrtausend“ (Stand: 30. Juni 1999). Mindestens für die deutsche Buchbranche war da die Jahrtausendwende bereits gelaufen.

### **Die Seher von Frankfurt**

Im Sommer 1998 stelle ich für ein Kolloquium die Aufgabe, Interviews mit Zeitgenossen in den Bereichen Medien, Buchhandel, Tourismus u.a. zu führen, die das Thema Jahrtausendwende ökonomisch auswerten (Klös; Meißner, Bisgaard). Eine zweite Gruppe entwickelt einen Plan für Passanteninterviews mit den Kernfragen: „Was verbinden Sie mit der Jahrtausendwende?“, „Ist die Jahrtausendwende für Sie persönlich wichtig“, „Haben Sie bestimmte Vorstellungen oder Erwartungen im Hinblick auf gesellschaftliche Veränderungen zur Jahrtausendwende?“, „Welches Bild würden Sie am ehesten für die Jahrtausendwende wählen...?“, „Wo wird es mit dem Jahr 2000 die meisten Veränderungen geben“. Befragt wurden 100 Personen (face-to-face). Es antworteten 54 Frauen und 46 Männer. Altersgruppen: bis 20 Jahre (8 Respondenten); 21–35 (47); 36–55 (32); über 55 (13). 44 Angestellte, 19 Selbständige, 16 Studierende, 9 Schüler, 6 Hausfrauen, je 2 Arbeiter, Lehrlinge, Rentner. Die Ergebnisse sind – außer für das Zufallssample selbst – nicht repräsentativ. Zeit: Wir sind 895 Tage vor dem 1. Januar 2000.

1. „Jahrtausendwende“ stellt für 42 Befragte ein „mehr oder minder wichtiges Datum“ dar, weitere 27 nennen sie einen „persönlichen Fixpunkt im Leben“, 19 Reaktionen beziehen sich auf „2000“ als Zahlensymbol oder Symbolzahl („Die Zwei dann davor und die drei Nullen, das wirkt doch schon mal ganz anders“), aber auch auf

„Synonym für Utopie überhaupt“ oder „Zukunftsmarke“. Ein gutes Viertel (29) aller Respondenten verbindet mit „Jahrtausendwende“ wörtlich „nichts“. Die Antworten auf die erste Frage deuten also überwiegend darauf, daß es zwar um ein „öffentlich“ gehandeltes Thema geht, das jedoch kaum Leidenschaften oder Bekenntnisse evoziert. „Jahrtausendwende“ ist in der persönlichen Bedeutungswelt noch kaum angekommen.

2. Antworten auf die Frage „Ist die Jahrtausendwende für Sie persönlich wichtig“ scheine diesen Befund zu bestätigen: Nur für 38 der 100 Befragten ist die Jahrtausendwende von „Wichtigkeit“, in irgendeinem Sinn „bedeutungsvoll“. Vielleicht, daß die Coolness der Schüler und Studenten hier durchschlägt, die immerhin ein Viertel der Befragten stellen, oder daß genau in diesem Segment das Thema unwichtig ist. Mag sein, daß noch nicht genügend Menschen vom Jahrtausendwende-Fieber erfaßt sind, das die Millenium-Planer anzuhetzen versuchen oder sich daranmachen, die amerikanische Stimmung auszuwerten, etwa durch TV-Serien mit dem Namen Millenium. Oder es ist einfach so, daß ein Thema wie Jahrtausendwende in seiner öffentlichen Gemachtheit sich die Bedeutsamkeitsskalen mit normalen Alltagsproblemen (Wie finanziere ich mein Studium? Wie gewinne ich die Freundin zurück?) zu teilen hat. Der Fragebogen spekuliert in der Tat mit einem nichtalltäglichen Ereignis, das noch nicht vorüber ist, sondern bevorsteht, und deshalb noch gar nicht einen so rechten Wert gewonnen hat. Es geht ihm, schlicht gesagt, am Beispiel eines nicht alltäglichen Ereignisses, um die Kultur des Zeithandhabens, des Zeiterwartens und der Bedeutungsgebung für eine den normal erlebbaren Zyklen entzogene Zeitmarkierung.
3. Die abstrakte Frage: „Haben Sie bestimmte Vorstellungen oder Erwartungen im Hinblick auf gesellschaftliche Veränderungen zur Jahrtausendwende?“ unterstellt, daß genau „dann“ etwas geschehen wird. Keine persönliche Bedeutung der Jahrtausendwende korrespondiert im Meinungstableau nun mit den Respondenten, die keine Erwartung in Richtung „gesellschaftliche Veränderungen“ haben. Erstaunlich hingegen aber das jeweils ausgeprägte Viertel, das der Jahrtausendwende keine persönliche Wichtigkeit zumißt, dennoch aber Veränderungen erwartet, oder der Jahrtausendwende Wichtigkeit

bescheinigt und von gesellschaftlichen Veränderungen keine Vorstellung zu haben angibt. Wieder einmal zeigt sich hier etwas von der Doppelcharakteristik des Themas Jahrtausendwende, gewissermaßen einen „privaten“ und einen darüber hinausgehenden Horizont in sich zu tragen.

4. Die vierte Frage versucht, die gesamte Themenstellung etwas sinnlicher aufzuschließen: „Welches Bild würden Sie am ehesten für die Jahrtausendwende wählen: Barriere, Brücke, Lichtblick, Fluß, Abgrund, Tunnel?“ Die Interviewten hatten die Möglichkeit, alle diese Vorgaben zu verwerfen (12 machten davon Gebrauch, überwiegend Männer) und ferner Gelegenheit, weitere Bilder zu entwerfen (worauf dann 19 von insgesamt 126 Äußerungen entfielen und sich Frauen als phantasievoller als Männer zeigten). Etwa drei Viertel aller Äußerungen zu den vorgegebenen und frei gewählten Bildern, welche die Jahrtausendwende symbolisieren, erscheinen Frauen wie Männern, Jungen wie Älteren als positiv bis hoffnungsfroh. Die Jahrtausendwende ist eine Grenzüberschreitung, die man sich bewußt macht, ein Über-etwas-Gehen, wobei das anthropologische Bild van Genneps von der Schwelle wörtlich nicht gebraucht wird, wohl aber das vom Übergang, wobei dieser Übergang qualitativ nichts verändert. Das Ganze läuft auf eine ungebrochene Kontinuität hinaus. Dies ist sowohl im Bild der Brücke (eine der klassischen räumlichen Schwellen bei van Gennep und hier mit 42 Äußerungen die Liste anführend) enthalten, die ja dazu bestimmt ist, daß man auf einer „anderen Seite“ seinen Weg fortsetzen kann, als auch beim Bild vom Lichtblick, der die Perspektive beinhaltet, daß das Neue, das Kommende auch das Bessere sein wird, was wir bereits in den Jahrhundertwende-Erwartungen der Romanfiguren Bechers ausgedrückt fanden: „Die Zukunft wird anders sein als die Vergangenheit, und zwar besser“ (Koselleck 1979b, 364) ist die aufklärerische Variante der überkommenen Regel, die Erwartung sei identisch mit der Erfahrung. Eine kleine Gruppe von Äußerungen, die gewissermaßen, mit denen Befragte in der Schwebe bleiben möchten. Sie betrachten das Ganze vom „Kosmos“ aus. Was ist da schon eine Jahrtausendwende? Die Erde von einer unendlichen Ferne aus gedacht, da relativieren sich alle historischen Fixierungen: Die Menschheit wird zum weißen Fleck, wird unbeschriebenes Blatt, eines gewendeten Blatts möglicherweise. Was soll das alles? „Und die Erde dreht sich weiter um die Sonne“, schließt ein

Kommentar. Ein einziger unserer hundert Befragten spricht von Apokalypse: „Jahrtausendwende? Ja, danach dann bricht Dunkelheit an, und große Feuer entstehen.“ Ähnlich die folgende skeptische Stimme: „In Deutschland steht generell alles vor dem Abgrund, besonders in gesellschaftlicher Hinsicht und besonders im nächsten Jahrzehnt. ... Es ist wie eine nicht mehr aufzuhaltende Maschine, die sich immer schneller vorwärtsbewegt, alles geht runter.“ Als sei man einer unkontrollierbaren Macht ausgeliefert, in eine Situation unentrinnbar eingebunden. Das Bild vom Fluß wird zum Bild einer Autobahn: „Du fährst in eine Autobahn ein, mußt auf der Spur bleiben, kannst erstmal nicht raus, Wenden ist tödlich, rückwärts geht auch nicht. Du bist ausgeliefert.“ Das sind die düstersten Bilder, die sich den Vorgaben nicht anschließen. Viele beziehen sich auf „die Zukunft“ überhaupt, in der die Menschen keine eigene Steuerung haben werden (in diesen Äußerungen wird öfter das prophetische Futur benutzt), auf einen Abgrund zugehen und – hineinstürzen werden, die eine Barriere nicht überwinden können („Da steht uns was bevor“). Eine fatalistische Grundstimmung, die noch das Bild des Tunnels negativ färbt, dessen Dunkel erscheint wie ausweglos, rettungslos, und auch das Bild der Höhle assoziiert nicht den bergenden Ort, sondern den Ort des Gefangenseins. Dieses Assoziationsspektrum umfaßt ein Fünftel aller Äußerungen, in dem kaum einmal das sprichwörtliche Licht am Ende des Tunnels aufglimmt. Die Jahrtausendwende wird zum Synonym für eine nicht hoffnungsverheißende Zukunft.

5. Die prognostische Kompetenz unserer Interviewten scheint mit jeder Frage zuzunehmen. Nun geht es in der Schlußfrage von Symbolen zu konkreteren Erwartungen und Befürchtungen: „Wo wird es mit dem Jahr 2000 die meisten Veränderungen geben“ regt Phantasie- und Redebereitschaft deutlich stärker an. Einige Interviewpartner reagieren überrascht auf die hineingeschmuggelte kausale Koppelung von Jahrtausendwende und Veränderung, dann folgen jedoch sehr reflektierende und kritische Kommentare.

Erwartete Änderungen, die das Jahr 2000 bringen wird	Anzahl der frei formulierten Äußerungen = 246
Wirtschaftliche	56
Gesellschaftliche	38
Politische	35
Ökologische	42
Kultur	23
Religion	21
Sonstiges	14
„Keine Veränderungen“	17

Grundlage des Meinungsbildes von 100 Befragten sind nun insgesamt 246 Äußerungen zu sechs vorgegebenen Rubriken. Weibliche Interviewte äußern sich etwas lebhafter als Männer. Der signifikante Unterschied: Männer bezweifeln deutlicher als Frauen einen direkten Zusammenhang von Veränderungen und Jahrtausendwende und steuern, impulsiver als Frauen, weitere inhaltliche Aspekte bei. Ältere Befragte lassen sich weniger als jüngere auf ein Wort wie Veränderung ein.

Ein knappes Viertel aller Äußerungen (22,8% von 246) gilt der Rubrik Wirtschaft; sie werden am meisten mit der Jahrtausendwende verknüpft. Es folgen Ökologie (17,0%), Gesellschaft (15,5%) und Politik, wobei die Antworten derlei Vorgaben – sie erinnern an Ressorts der Politik – nahezu ignorieren; in den begleitenden Kommentaren wird deutlich, „wie sich das doch irgendwie alles überlappt.“

Die – eine jeweilige Äußerung begründenden und bewertenden – insgesamt 77 Kommentare sind des näheren Hinsehens wert. Sie führen zu einer etwas anderen Reihenfolge der bekannten Kategorien und gliedern neue ein: Kommentare zu Ökologie betreffen 19,4% von insgesamt 77; zu Wirtschaft 18,2%; zu Kultur (Religion, Gesellschaft, Migration) 18,2%; zu Datum und Jahr 2000: 11,7%; zu Technik 10,4%; zu Politik 9,1%; zu Wertewandel 7,8% und zu Lebensstandard 5,2%. Die Spitzenreiter der Kommentare zu

Veränderungen im Bereich Ökologie beziehen oft schon das Stichwort Wirtschaft mit ein, allerdings sieht man in Wirtschaft eher ein Kriterium, das sich nicht verändert, sondern Veränderungen nötig hätte, sie aber meist blockiert. Diese Kommentare lesen sich wie ein Buch von Klagen und Hoffnungen. So stehen Reaktionen wie „Wird immer schlimmer“ oder „Ökologisch was ändern? Glaube ich nicht, da Wirtschaftsinteressen vorherrschen“ quantitativ einige Hoffnungen und positive Perspektiven gegenüber: „Aber das Datum wird Anlaß geben nachzudenken, ob ökologisch was verändert werden muß. Ökologie zu ändern, braucht immer einen bestimmten Anlaß“; „Ökologisch, glaube ich, gibt es eine Veränderung, da die Forschung und Entwicklung in der Technik immer weiter zunimmt“; „Ein kleiner Schritt in der Politik könnte ein großer sein für die Ökologie“ sowie: „Die Jüngeren sind umweltbewußter.“

Ökologie ist eine der wenigen Facetten mit positiven Konnotationen, im Gegensatz dazu verzeichnen die Veränderungsperspektiven für das Reich der Wirtschaft ausschließlich skeptische Kommentare, voran über die Globalisierung wie: „Es wird weiter globalisiert, die Winner werden ‚fit gemacht‘ für ein neues Jahrtausend; die Loser bekommen versprochen, in ‚Zukunft‘ Winner zu sein“ und „Zunehmende Globalisierung der Wirtschaft, Einfluß und Macht internationaler Konzerne werden zunehmen.“ Hier schlagen auch politische Grundsatzbefunde durch wie „Maximale Sättigung der kapitalistischen Denkweise ist erreicht, siehe Fusion der Megakonzerne, jetzt folgt die Pauperisierung des Mittelstandes“, denen Kommentare zur Arbeitslosigkeit folgen: „Die Schere zwischen Macht der Wirtschaft und Arbeitslosen wird immer mehr auseinander gezogen.“ Das „Durcheinander mit dem Euro“ wird in diese Einschätzung eingemischt.

Es fällt auf, daß die Frage nach jahrtausendwendebezogenen Veränderungen gerade im Bereich Wirtschaft so gut wie keine Kommentare strikt dazu hervorrufen, sondern stattdessen zur Bilanz, in einigen Fällen auch zur Abrechnung herausfordert und zu Zukunftsbefürchtungen führt, des Typs, „die werden immer so weitermachen“ – „die“ meint die Bosse eines entfesselten globalen Kapitalismus. Die Jahrtausendwende wird in keinem der 77 Kommentare als Endzeit oder Zeitenende gewertet („Weltuntergang is nich“), dennoch wirkt „Jahrtausendwende“ wie ein Schleusenöffner für Anklagen gegen die Zerstörung der Welt, und verantwortlich gemacht dafür wird „die Wirtschaft“, wobei keine Heilserwartung aufscheint. Es dominiert die

apokalyptische Zeichnung – „weil es früher oder später so nicht weitergeht“ – und es scheint, als besorgten diese Kommentare die Ausmalungen für das Bild von der Maschine, die auf den Abgrund zurast: Ist das die Wirtschaft? „Die Wirtschaft“ erscheint als Über-Instanz, die, gottähnlich, Wohl und Wehe von allen und allem bestimmt, sie löst hier Arbeitslosigkeit aus, dort setzt sie „riesige Migrationsbewegungen von Ost nach West“ in Bewegung, hier verhindern ihre Interessen, daß sich „ökologisch etwas ändert“, dort verändert sie den Erdmagnetismus („ohne den kein Radar funktioniert“), hier wird sie prognostisch für eine „weitere Segmentierung der Gesellschaft“ verantwortlich gemacht, dort hält sie mit Hungerlöhnen die Menschheit am Existenzminimum.

Ein Krisensyndrom. Zu seiner Thematisierung tragen 37 der 77 Kommentare zur Frage „Wo wird es mit dem Jahr 2000 die meisten Veränderungen geben?“ gewichtig bei, färben das Ergebnis mit einem fatalistischen, gelegentlich auch aggressiven Timbre ein, aber sie sind nicht das Gesamtbild. Und wo bleibt „der Mensch“?

Es gibt ihn noch in dieser Umfrage mit seinen Bedürfnissen und Fähigkeiten, Verwirklichungsmöglichkeiten und Verantwortlichkeiten. Und es gibt immer noch den Glauben in die Technik. Von ökologievernarrter Technikfeindlichkeit keine Spur, trägt Technik doch Hoffnung, schuf den Computer, das Herz neuer Umwelttechnologien, und seine „Entwicklung wird weitergehen und wird Einfluß auf alle Bereiche des täglichen Lebens haben.“ Erfindungen können uns „schließlich vor dem Schlimmsten bewahren“. „Internet“ ist kaum noch der Erwähnung wert, rangiert schon, während noch am Doppel-Null-Problem gearbeitet wird, was den Absturz der Moderne (Bisgaard 1998) verhindern soll, als ihr selbstverständlich gewordener Kulminationspunkt. Im Internet scheinen sich Generationen von Science Fiction und ein drittes Jahrtausend bereits vor seinem Anfang einzulösen. Gentechnik und Klonen tauchen in den Kommentaren nicht auf.

Ein Befragter nimmt an, die herkömmliche Bedeutung von Politik werde schwinden (weil: die Konzerne haben ja eh die Macht), ein anderer fürchtet, daß rechtsradikale Protestwähler zunehmend das demokratisch-parlamentarische System mißbrauchen. Doch es gibt auch Äußerungen wie: „Man muß den Versuch [machen], auf der ganzen Welt demokratischer miteinander umzugehen“, in Frage gestellt wird die (künftige) Rolle der USA als Supermacht.

Während Technik Hoffnungen weckt, sind die Kommentare zum institutionalisierten Hoffnungsträger Religion skeptisch und recht diffus. Eine „neue Religiosität, die an der Jahrtausendwende festmacht“ wird gesehen, die „ins Metaphysische und Esoterische“ gehe. Verwirrt von der Informationsflut flüchten die Menschen ins Religiöse, so eine andere Stimme. Die großen Religionen verlieren ihre Bedeutung, wird notiert, gleichzeitig drohe eine „Gefahr des Islamismus“.

Eine markante Bedeutungsmacht der Jahrtausendwende oder des Datums 2000 ergibt sich aus der Befragung nicht. Viel eher wird der Zweifel an einem solchen Zusammenhang ausgedrückt in Kommentaren wie „Veränderungen sind nicht zwingend mit diesem Datum ‚2000‘ verbunden“. Eine wie auch immer unterstellte „Magie“ dieses Jahres wird einmal sogar verulkt: „Jahrtausendwende? Das ist so wirksam wie das Sonnwendfeuer.“ Doch auch der Mahner fehlt nicht: „Unser Anspruchsdenken ist zu hoch, die Folgen: Verschuldung, Verzweiflung. Die Menschen müssen lernen, daß sie nicht alles haben können.“ Er bleibt eine einsame Stimme.

## **Zeit im Fluß**

„Der rastlose Fluß“ ist der Titel einer ironischen Märchenerzählung von Evelyn Sharp, die 1897 erschien, eine typische Schöpfung der Märchenrenaissance des Fin de siècle vor allem in England und Frankreich. Der „Restless River“ ist eigentlich eine verwunschene Holzfällertochter, die vom Königssohn erlöst werden muß, was einen unguten Zustand beendet und den guten alten wieder herstellt: Der „Rastlose Fluß“ war bis zu dem Augenblick, da die Holzfällertochter in ihm ertränkt wurde, der „träge Bach“. Nun, gottseidank, geht alles wieder seinen natürlichen Gang. Die Geschichte ist inhaltlich eine Allegorie auf die massive, noch andauernde Beschleunigung der Welt durch die Industrialisierung und initiiert die Heilkraft des nur noch märchenhaften Prinzips der ewigen Wiederkehr von immer demselben: Alles bleibt, wie es war. Das Märchen, als die unschuldige Gattung – Weiß als Farbe hat für die Poeten der Jahrhundertwende höchsten Signalcharakter (bis hin zu Bechers schneeweißer Nacht) – könnte der Kulturstimmung Dekadenz Paroli bieten, sie aufhalten.

Erzähltechnisch blüht in den Jahrhundert(w)endemärchen die alte Dreizahl des Genres wieder auf, die stets Fortsetzung, Wiederholung bedeutet, wohingegen die Zwei Konfrontation meint, auf finale Entscheidung hinführt.

Im floralen Jugendstilornament ist das Fließende, sich unendlich Fortsetzende ein entsprechendes Element (Pehnt 1974, 180 ff.). Der „Rastlose Fluß“ unserer Tage hingegen hat sich – paradoxerweise – das Prinzip des Alles bleibt, wie es war und des Alles wird gut zu eigen gemacht. Unser Rastloser Fluß scheint dramaturgisch zweifellos in den rhetorischen Wanderdünen von Nachrichtensendern und im Brackwasser der Soap-operas verwirklicht, etwa in „Gute Zeiten, schlechte Zeiten“, ein treues Publikum durch Ewigkeiten hindurch tragend. Niemand zweifelt daran, daß die Jahrtausendwende in den Serien den ihr gebührenden Raum bekommen wird und daß sie nach der dann fin-de-millenniumbedingten Steigerung der Neunzig-Prozent-Katastrophen auf fünfundneunzig Prozent den Zeiteinsatz mühelos ins nächste Jahrtausend schaffen werden, vor allem das Gut-schlecht-Zeit-Amalgam: Das Weitergehen wird weitergehen.

### **Apokalypse und Wende ohne Ende**

Was wird bei einer Jahrtausendwende „gewendet“? Wenden sich Menschen dem neuen Zeitabschnitt zu, wendet sich die Zeit selbst oder wird sie gewendet von einem ehern obwaltenden Prinzip, umgeschlagen wie das Blatt eines Buchs? Buch, Uhr, brennende Kerze, Schädel bilden den ikonografischen Kern für Vergänglichkeit. „Fin de“ bezeichnet Ende von etwas, ein intellektueller Sprachgestus, Wende hingegen den Wechsel von – zu oder eine Abkehr weg von.

Will-Erich Peuckerts epochales (!) Werk „Die große Wende. Das apokalyptische Saeculum und Luther“ (Peuckert 1948) widmet sich einer die Eschatologie wahrhaft lebenden Figur. Luther erwartete das Weltgericht hoffnungsvoll und, wie Christus selbst (Matth. 10, 23) zu Lebzeiten. Der Reformator gab dem vielfach persönlich Ausdruck, und in seinem Sinne florierte eine Wunderzeichenliteratur, die aus allen nur denkbaren Sensationsmeldungen stets eines herauslas, daß nämlich die Endzeit angebrochen sei (Schilling 1974). Luther, der mit einem gegenstrukturellen Reformversuch an der alten Kirche begann und zum Gründer einer neuen wurde, markierte genau auch den Umgang mit dem Ende der Welt als Trennlinie zwischen den Konfessionen. Johannes Aurifaber, ein Augenzeuge aus dem Luther-Umkreis berichtet 1532: „Doctor Martinus sprach: ‚O lieber Gott komm schier einmal; ... Bald aus der Morgenröthe kommen wird eine schwarze, dicke Wolke, und werden drei Blitzen geschehen, darnach wird ein Schlag kommen, und alles

in einem Nu auf einen Haufen schlagen, Himmel und Erden. Gott sey aber Lob, der uns gelehret hat, daß wir nach dem Tag seufzen, und ihn begehren sollen. Im Papstthum furchte sich alle Welt dafur, wie sie auch im Gesangungen: Dies illa, dies irae. (Dieser Tag ein Tag des Zorns etc.) Ich hoffe ja, der Tag sei nicht weit, und wir wollen ihn noch erleben'.“ (Förstemann/Bindseil 1848, 296). Luthers Reform wirkte sich als Revolution aus. Die dritte in einer Reihe von Revolutionen im Verlauf einer einzigen Generation, einer Epoche, die im Nachhinein als das Ende des Mittelalters erkannt wird, weil sie eine neue Welt, eine neue Kommunikationstechnologie und eine neue Religion hervorgebracht hatte. Die – später so genannte – Neuzeit beginnt nicht mit einem Glockenschlag zwölf, sondern mit einer Reihe innovativer Paukenschläge, deren Wirksamkeit sich in nachfolgenden kulturellen und gesellschaftlichen Umwälzungen erweist, nicht in einer bloß angekündigten Epochalität. Die Menschen hätten das Neue schwerlich ertragen, wenn die Umwälzungen nicht auch in ein Kontinuum hätte hineingedacht werden können.

Das Neue, das andere, muß „widerspruchslos eingeordnet werden“ können in ein relevantes Bezugsschema, damit es „hineinpaßt“ in die „Kette von Selbstverständlichkeiten“, so eine zentrale These in der Verstehensanthropologie von Schütz (Schütz/Luckmann 1975, 28 f.). So scheint „Wende“ erträglicher, einpaßbar in den kollektiven wie individuellen Wissensvorrat. Statt vom Ende der DDR ist, abfedernd, eher von Wende die Rede und vom Fall der Mauer, weil Ende als Wort vielleicht die ganze Zeit, in der man sein Leben in der DDR gelebt hat, mit einem Schlag zu exekutieren droht. Das „Ende der Sowjetunion“, etwa, ist nicht so nah, ist nicht das eigene relevante Bezugsschema.

Die Abruptheit des Umbruchs, auch des ersehnten, ist schwer zu verarbeiten. Die Bezeichnung „Zwischen den Jahren“ für die Zeit von Weihnachten bis Neujahr meint heute ein emotionales Polster, eine Zwischenzeit, ein Go-slow und ein Stand-by, bevor das Neue, der Neustart folgt, der Zyklus wieder einsetzt. Das ist der Schwellenzustand „zwischen den Jahren“, ein Wort, geboren aus einer Kalender-Duplizität und etwas Unmögliches bezeichnend: Zwischen den Jahren kann es ebensowenig geben wie ein Niemandsland, das die Katasterverwalter nicht dulden würden, weil das Land bis zur Grenze aufgenommen ist. Und doch gibt es das Niemandsland der Poeten, und es gibt das Niemandsland in den Köpfen der Menschen an der Peripherie, die

sich von den Zentralen abgehängt fühlen (Schilling 1986). Und doch gibt es ein Zwischen-den-Jahren nicht nur für den Reisenden, der die Kalendergeografie wechselt, sondern auch für Menschen in einem Between (Turner 1967) wie zwischen den Jahren – einer Nische, die den Effizienzcharakter der ökonomischen Struktur wie eine Antistruktur im Sinne Victor Turners stört, temporär irritiert, und sie letztlich dann doch wieder stärkt (Turner 1989, 159 ff.)

Auch die Jahresschlußbilanzen der Medien dieser Tage, die Silvesteransprachen und Neujahrsreden dienen vornehmlich dem Vorausblick auf das Weiterbestehen und das Weitergehen und sie dienen nichts anderem, als eben dieser Stärkung. Eine vergleichende Analyse britischer und deutscher Printmedien zum Jahreswechsel 1995 auf 96<sup>1</sup> belegt so etwas wie das Gesetz des Kontinuums [s. Anmk. am Ende des gesamten Texts]. 1995 war das „annus horribilis“ der britischen Königin, ein rabenschwarzes Jahr; sie formuliert die Schlagzeile ihrer Bilanz lateinisch, Gestus des Herrschers, kämpft um die Verlängerung des moralischen Kredits für die Dynastie durch das Volk, und es geht – nach dem Lady-Di-Bekenntnis-Interview im November<sup>2</sup> – auch in diesem Moment der Bilanz um nichts weniger als um das Fortbestehen der Monarchie. Ein Ergebnis der Medienanalyse war, daß der Jahreswendeblick auf das Kommende deutlich mehr Raum einnahm, als der Blick zurück: In der Retrospektive von Werten und Handlungsbegründungen wurde die Legitimation für die Fortsetzung des Handelns herausgearbeitet. Geschichte erscheint als die Vorgeschichte der Gegenwart, und Zukunft als das Weiterdenken des Vergangenen. Nicht das Unbekannte wird im Neuen gesucht, sondern das Bekannte im Neuen gefunden. Neues weicht nur so weit vom Erfahrenen ab, daß es noch gedeutet werden kann. Die Silvester-Rhetorik als Sprachspiel (Wittgenstein) ist auch ein Sicherheitsspiel: Dem Ungewissen wird ins Gewissen geredet. Es geht um die Fortschreibung von Sinn, um – anthropologisch gesprochen – die Transzendenz von Erfahrung und Erwartung (Koselleck 1979a, 12) – einer gesicherten und Sicherheit verheißenden Bedeutungswelt. Ein Jahreswechsel ist eine allenfalls mit Hoffnung auf Besseres besetzte Markierung im Kontinuum, aber keine epochale Richtungsänderung, keine tatsächliche Jahres-Wende in der Umkehr-Bedeutung des Wortes. Das Weitergehen wird weitergehen.

## Vision von 1925 auf das Frankfurt im Jahr 2000

1925 erschien im Jahrbuch des „Bundes tätiger Altstadtfreunde zu Frankfurt am Main“ ein kleiner Aufsatz von H. Th. Wüst mit dem prognostischen Titel: „Frankfurt im Jahre 2000. Wie wird es in 75 Jahren aussehen?“ Eine Perspektive auf die nächste Jahrhundertwende – in einem noch jungen Jahrhundert, am Ende seines ersten Viertels, weitere drei Viertel weiter zu schauen – ist im Frankfurt der 20er Jahre vielleicht so ungewöhnlich nicht, denn die Stadt war zu jener Zeit voll von Neuem, voll von Zukunft, voll von Visionen (Zwilling 1994, 281; Prigge 1988). Stadterweiterung durch Eingemeindungen, Ausbau zu einem kontinentalen Verkehrsdrehkreuz (Flughafen 1926), Uraufführungen bedeutender Theaterstücke, die erste Arbeiterolympiade 1925, die Gründung des Instituts für Sozialforschung und der „Frankfurter Schule“ 1924, Max Beckmann am Städel, Ernst Poelzig baut das IG-Farben-Hochhaus: Frankfurt insgesamt in einer neuen Etappe seiner Konkurrenz zu Berlin. Ernst May wurde 1925 Stadtbaurat, plante mit seinen Siedlungen des sozialen Wohnungsbaus gleichzeitig ein gesellschaftliches Reformprogramm, wirkte nur vier Jahre in der Stadt und hinterließ eine „Ära“. Ein epochaler Planer, seine „Römerstadt“ inklusive der „Frankfurter Küche“ von Margarete Schütte-Lichotzky – der ersten Architektin auf dem Hochbauamt – ist internationale Architekturgeschichte, und das Beispiel läßt den Gedanken aufkommen, als habe in diesen 20er Jahren die Zeit nicht genügend Zeit.

Ist es ungewöhnlich, wenn ein Altstadtverein Zukunftsvisionen entwickelt und sie in seinem Periodikum veröffentlicht, das nun auch noch „Die neue Altstadt“ heißt? Die Vision des H. Th. Wüst aus dem Jahr 1925 beginnt so: „Das Bild der ehemals freien Reichs- und Krönungsstadt Frankfurt wird aller Voraussicht nach im Jahre 2000 ein wesentlich anderes sein als heute. Prophezeien ist zwar immer eine mißliche Sache und die sogenannten Ausblicke sind ein mehr oder minder müßiges Spiel der Fantasie. Soviel kann aber heute schon gesagt werden: das künftige Bild unserer Vaterstadt wird sich neuformen und gestalten nach den Entwicklungsnotwendigkeiten des Verkehrs, nach der Lösung der Siedlungsprobleme, an denen man seit 1920 arbeitet, und nach den Fortschritten der Technik. Versuchen wir einmal einen Blick auf das Frankfurt des Jahres 2000 zu werfen, also auf eine Zeit, die unsere heutigen Windelkinder vermöge makrobiotischer Fortschritte im Zustande ‚erfreulichster Rüstigkeit des Körpers und des Geistes‘, wie die

schöne Phrase lautet, erleben sollen. Am 16. April 2000 präsentiert sich Frankfurt aus der Flugzeugperspektive als eine Stadt von mehreren Millionen Einwohnern. Aber nicht aufgrund der Progression der Bevölkerungsvermehrung allein, sondern auf Grund des Zusammenschlusses aller Maintalstädte und aller Ortschaften zwischen Taunus, Rhein, Odenwald und Spessart zu einem natürlichen Stadtgebilde. Vor 75 Jahren ahnte man das voraus...“ (Wüst 1925, 19).

Der Autor, bereit einen Blick in die Zukunft zu werfen, verankert sich und seine Leser zunächst in der Geschichte. Der Hinweis auf die ehemals freie Reichs- und Krönungsstadt Frankfurt passiert nicht von ungefähr: Hier werden Ehre, Trauma und Bedeutungssicherheit der Stadt gleichzeitig intoniert — zum einen die einstige Bedeutung Frankfurts als heimliche deutsche Hauptstadt, zum anderen die Kränkung der Stadt durch Preußens Annektion 1866 und den damit einhergegangenen Statusverlust, zum dritten die Gewißheit der Stadt, bei allem Bedeutungsschwund doch diese Geschichte gehabt zu haben, und das heißt nichts anderes als: diese Geschichte *nach wie vor zu haben*. Jeder von Wüsts Lesern kennt die historische Konnotation der ersten neun Worte dieses Texts. Erst dann geht der Blick voraus, doch es muß erst noch das Verfahren begutachtet werden, das man anzuwenden gerade im Begriff ist; Prophezeien, Visionen als Spiel der Phantasie entfalten — darf man das? Mitgerissen vielleicht vom Klima in einer Stadt, in der alles „neu“ ist oder sein will, vielleicht es auch skeptisch beobachtend, wagt sich ein Altstadtfreund – das ganze Jahrbuch ist ansonsten voller Retrospektive auf Versunkenes und Vergessenes – auf unsicheres Terrain, wenn er sich an Zukünftigem versucht. Diese Kühnheit auf einem Feld des tendenziell Nostalgischen erheischt zunächst also Dispens: Was ist mit unserer schönen Altstadt inmitten eines grassierenden Modernismus? Und dann wird aus Prophezeiung doch Ahnung, Vorausahnung, und eine Instanz künftiger Überprüfung dieses visionären Ahnens wird bereits aufgerufen: Die Kinder, die heute noch in den Windeln liegen, werden das alles erleben.

Wüst nennt aber auch schon die Entwicklungsdominanten: Verkehr, Wohnen, Technik. Die zugeordneten Wirkkräfte heißen Notwendigkeit, Problemlösung und Fortschritt, die stark in der Gegenwart verhaftet sind und als objektiv waltende Größen aufgeführt werden, denen nicht zu entkommen und denen Raum zu geben ist. In Handlungstypen umgesetzt zentriert sich diese Zukunftsahnung auf Reagieren und Ermöglichen; eine fast schon universelle

Perspektive auf eine Stadt der 20er Jahre, wobei sich die Notwendigkeiten des Verkehrs dann der spezifischen Zentralität, die Schaffung von Siedlungsraum einem politischen Konzept von Wachstum (dem eine Problemlösung zugrunde gelegt wird) und der Fortschritt der Technik verdanken, einer mit Großstadt stark identifizierten Kategorie.

Auch jüngere als die „Windelkinder“ von 1925 können heute die Wüstschen Projektionen überschauen:

<b>Frankfurt im Jahre 2000</b> <b>Prognose von H. Th. Wüst 1925</b>	<b>Status quo: Frankfurt 2000 (Bilanz)</b>
<p>Frankfurts Bevölkerung: Mehrere Millionen Einwohner aufgrund von Stadtzusammenschlüssen<sup>3</sup></p>	<p>Frankfurt hat 630.000 Einwohner; wenige Eingemeindungen (z.B. Höchst 1926 [Frankfurt wurde damals drittgrößte deutsche Stadt] und in den 1970er Jahren). Weiteren Ausdehnungsbegehren Frankfurts steht beharrlich der lokal(istisch)e Eigensinn der Kommunen mit insgesamt 4 Millionen Menschen im (offiziell nicht existierenden) Rhein-Main-Gebiet gegenüber, das sich über die Bundesländer Hessen, Bayern und Rheinland-Pfalz erstreckt</p>
<p>„Probleme des Verkehrs sind geregelt durch die Erfindung des steil auf- und absteigenden Flugzeugs, durch das kleine Auto, dem ein neues Element den billigsten Kraftstoff liefert und durch die Luftrotormaschine.“</p>	<p>Flugzeugtechnologie heute wie vorhergesehen; ebenso „kleines Auto“; diverse „neue Elemente“ als Autokraftstoff wurden entwickelt, keines davon als Alternative (zum Benzin) durchgesetzt</p>
<p>Getrennte Transportwege: 1. Bahn und Großflugzeug; 2. „eigene Autostraßen“: 3. Untergrundbahnen Friedberg-Darmstadt, Aschaffenburg-Mainz, Hanau-Wiesbaden.</p>	<p>Vorhersagen zutreffend bis in die Streckenführung regionaler Verbindungen hinein (allerdings: S- statt U-Bahn-Netz; U-Bahn nur innerhalb Frankfurts).</p>

<p>Frankfurt im Jahre 2000</p> <p>Prognose von H. Th. Wüst 1925</p>	<p>Status quo: Frankfurt 2000 (Bilanz)</p>
<p>Mainachse: „Via triumphalis der Stadt“ mit großen Hotels<sup>4</sup>, Promenaden, reges Leben auf dem Fluß.</p>	<p>Die Stadt hat keine via triumphalis. Das von den NS am Main geplante Aufmarschfeld (Gehebe 1998, 253 f.) wurde nicht realisiert. Die „Wiederentdeckung“ der Stadt „vom Fluß aus“ im Rahmen des Konzepts „Grüngürtel Frankfurt“ (1990er Jahre) wurde teilweise realisiert. Der in der Vorausschau von 1925 bezeichnete Stadtraum ist heute als „neue Dienstleistungsstadt“ (Noller/Ronneberger 1995) Pendlermagistrale, „Museumsufer“ und, samstags, Flohmarktstrecke (Bliesener-Wesselsky/Kembter 1998). Einmal im Jahr wird hier seit 1988 das Museumsuferfest gefeiert.</p>
<p>Stadtentwicklung: „Die alte Kaiserstraße und die historische Zeil gehören zur City. Jeder Fahrverkehr hat hier aufgehört, dem Fußgänger gehören die Straßen.“</p>	<p>Bezeichnete Straßen sind Fußgängerzonen.</p>
<p>Hauptbahnhof ist Station „elektrischer Züge“; „riesige Güterbahnhöfe weit an der Peripherie, ebenso große Luftlastbahnhöfe“; keine Aussage über die Entwicklung des zivilen Luftverkehrs.</p>	<p>Vorhersagen zutreffend; Flughafen Rhein-Main zu stadtnah, begrenzte Kapazität.</p>
<p>Die ganze Stadt Frankfurt ist nach Plänen von 1925 eingeteilt „in gewaltige Zonen des Verkehrs, der Arbeit, des Wohnens und der Erholung. In diese Zonen sind eingesprengt die Zonen der Jugendbildung, der Volksbildung und des Gesundheitswesens.“</p>	<p>Funktionsdifferenzierte Stadtplanung in den 60er Jahren („Charta von Athen“ wird dann erst Planungsparadigma auch in Deutschland; ihre Prinzipien waren also schon 1925 in Frankfurt bekannt); Revision dieses Konzept ab Jahrhundertende.</p>

Frankfurt im Jahre 2000 Prognose von H. Th. Wüst 1925	Status quo: Frankfurt 2000 (Bilanz)
Statt der „scheußlichen Fabriken“ des 19. baut man die „werkbundlich-künstlerische gestalteten technischen Arbeitsanlagen des 20 Jahrhunderts“, ... keine Kohle und keine Kamine, kein Rauch und keine Verbrennungsabgase mehr, deshalb weniger Schmutz.	Frankfurt ist keine Industriestadt mehr, sondern Dienstleistungsmetropole (Banking community mit ~ 60.000 Beschäftigten).
In jeder Arbeitszone große Hallenschwimmbäder, ausgedehnte Sportplätze, Sport obligatorisch (Gesetz über Volkswohlfahrt).	Zentrale und stadtteilbezogene Freizeitanlagen; Stadien peripher.
„Und die Menschen? Sie sind gesunder, froher, glücklicher als wir. Sie haben zwar auch noch ihre Sorgen, aber sie kennen schon lange nicht mehr die konvulsivischen Zuckungen des sozialen Körpers, sie sind der Lösung des sozialen Problems, das sich für alle Zeiten in Hunger und Liebe ausprägt, erheblich nähergekommen.“	Zu Relevanz und Bilanz dieser Aspekte s.o. die Frankfurter Umfrage (1998) zur Jahrtausendwende.

Die Zukunftsvision des H. Th. Wüst von 1925 enthält natürlich auch einen phantasievollen und positiv gestimmten Blick auf das eigentliche Objekt seines Interesses, die Frankfurter Altstadt: Sie ist im Jahr 2000 baulich modernisiert und hat nach ihrer „sozialen Sanierung“ eine „Auferstehung“ erlebt. Aus „Quartieren der Not und des Elends“ wurde ein Viertel, in dem wieder „Künstler, Gelehrte, wohlhabende Bürger und romantisch gestimmte Altertumsfreunde“ leben, ja: „Die ganze Altstadt ist ein Freilichtmuseum und aus allen Teilen der Welt lockt die Schönheit und die werbende Kraft der Verkehrspropaganda Jahr für Jahr gewaltige Massen nach Frankfurt.“ Das alles natürlich ist „der Segen jenes Bundes der Altstadtfreunde, der vor 80 Jahren [= 1920] entstand und der in der Geschichte Frankfurts als eine der verdienstlichen Taten heimatlichen Bürgersinnes fortlebt.“

Auf den ersten Blick mag der Text des H. Th. Wüst aus dem Jahr 1925 in seiner Weitsichtigkeit bestechen. Vieles hat der Autor von damals erstaunlich „richtig vorausgesehen“, wobei die Entwicklung von Stadt und Verkehrstechnologie im Wesentlichen auf Analogiebildung, nicht auf Extrapolation beruht und der Sieg der Altstadtfreunde schlichtweg einen Wunschtraum darstellt. Analogie meint, daß diese Sicht auf das Jahr 2000 ein positives Aufnehmen von möglichen bis vielleicht wahrscheinlichen, letztlich aber nicht aus der Luft gegriffenen Dingen betreibt – Dinge, die sich als harmlose Alternativen im Alltagsleben darboten (wie die makrobiotische Ernährung: hier bekommt etwa die Reformhausbewegung ihre epochale Chance zugesprochen) oder an denen Ingenieure arbeiteten (die Suche nach dem neuen Antriebselement für Mobilität) oder die anthropologisch als unveränderbar gesehen werden (wie „Hunger“ und „Liebe“). Die prognostische Kraft des Autors soll nicht unterbewertet werden, aber das Geheimnis literarischer Utopien scheint auch darin zu bestehen, den Leser dazu zu bringen, ein Geheimnis annehmen zu lassen, während etwa in den Romanen des zugleich seriösesten wie poetischsten aller Zukunftsseher unzählige Seiten gerade mit Versuchen gefüllt sind, das Unglaubliche und Abenteuerliche zu entmystifizieren. Jules Vernes Romane im Gewand technisch–naturwissenschaftlicher Aufklärungsschriften handeln offenkundig von der gewohnten Welt. Science Fiction heute, so das Ergebnis der richtungweisenden volkskundlichen Untersuchung von Manfred Nagl, ist das Rückdrehen der Zeit in eine einst gewohnte, im Prinzip antiaufklärerische Welt, ist im Grunde genommen Gegenutopie in populärer Form. „In ihr ist an die Stelle des Fortschritts die bloße ‚Neuerung‘ getreten; der Phantastik und Zukunftsorientierung im technischen Detail steht die massive Reaktion im gesellschaftlich–politischen Bereich gegenüber“ (Nagl 1972).

Wüsts Text, so kurz er ist, quillt über von Technikvertrauen; auch soziale Probleme erscheinen als „gelöst“, aber vor allem die Technik fasziniert den Autor, Technik hat so etwas wie berechenbare Linearität, kennt keine „konvulsivischen Zuckungen“. Technik und technische Moderne scheinen berechenbar etwas zu versprechen, was Menschen in ihrer Geschichtlichkeit suchen: Kontinuität.

Die weit ausgreifende Zeitperspektive des H. Th. Wüst ist eng; ermessen wird weder Jahrhundert noch Jahrtausend, lediglich ein zahlenmagisches 2000 wird anvisiert, ja sogar der 16. April 2000, und damit – wird dann der 80.

Geburtstag des Altstadtvereins zu begehen sein? – wird dieses kleine Stück höchst ungewöhnlicher Stadtprognostik zu einer Art Legitimationsutopie.

Autoren der 1920er Jahren wie Tucholsky, Heinrich Mann oder Brecht führten ihre prognostische Kraft über in politische Warnungen vor der Faszination eines bereits drohenden totalitären Staates in Deutschland. Den gesellschaftlichen Systembruch zu denken, wäre eine unbillige Zumutung an den Frankfurter Altstadtfreund, und dennoch erweist sich solch ein Aspekt als quälend spekulativ: Welchen Sinn hätte eine die zwölf tödlichen Jahre ausmalende Prophetie haben können? Eine Weissagung des Faschismus nicht für den Rahmen einer imaginären „Gesellschaft“, sondern für eine konkrete Stadtbevölkerung, aus der, ganz buchstäblich, die Juden und der Geist und die Toleranz ausgetrieben wurden? Wobei vor diesem selbst „nur“ lokal zu begreifenden Absturz der Moderne das Computerproblem namens Millennium bomb Spielzeugformat annimmt. Wäre dem Seher die Stimme verstummt oder wäre die Zeit der Diktatur teleologisch in ein Kontinuum des Typs *per aspera ad astra* eingereicht worden? Eine solche Frage übersteigt den Atem dieses Aufsatzes.

## End-Spiele

Die Jahrtausendwende kommt. Sie kommt so sicher, wie das Amen in der Kirche, und die Verquickung von Jahrtausendwende und Weltuntergang im aktuellen gesellschaftlichen Diskurs ist nicht gravierend festzustellen, falls überhaupt ein seriöser Diskursgegenstand Jahrtausendwende existiert. Es gibt keine veröffentlichten apokalyptischen Erwartungen oder Erwartungsängste, es fehlt die Endzeiterwartung, wie sie mit runden, „leichten“ Daten immer wieder verknüpft wurde. Stattdessen: Bilanzen.

Summen werden gezogen im Sommer 1999. Eine Zeitung ermittelt das Ranking der hundert besten deutschen Fußballspieler des 20. Jahrhunderts. Rundfunkanstalten senden Bilanzen des Typs „20 Tage des 20. Jahrhunderts“ oder „100 Briefe des Jahrhunderts“ oder „100 Tage im Jahrtausend“. Verlage kolportieren Bücher des Typs „Die Maler des Jahrhunderts“. Eine Bank zieht Bilanz: „Den Jahrhundertkampf mit dem Kapitalismus hat der Kapitalismus gewonnen“, und leitet so die ganzseitigen Zeitungsanzeigen für ihr „Jahreskolloquium“ unter dem Titel „Der Kapitalismus im 21. Jahrhundert“ ein. Im Internet verzeichnet der Eintrag „Year 2000“ weltweit drei Millionen zweihundertachtunddreißigtausend zweihunderteinundachtzig pages; die

Suchmaschine „Yahoo“ meldet am 24. Juni 1999 einhundertvierundneunzigtausendfünfhundertundneun Treffer bei „Millenium“. Das Engagement der Medien richtet sich – leicht, locker, lustig – auch gern auf andere Medien, wobei die Jahrtausendwende übers Jahr zu einem Basso continuo speziell einer „Die Zeit“ sich nennenden Publikation geworden ist (Ankowitsch 1998; Kintziger 1998 e tutti quanti). Professionelle Prognostiker wie Astrologen verzeichnen (noch) keine spezifische Konjunktur. Die sogenannten Wirtschaftsweisen in Deutschland konkurrieren mit den sich jagenden Prognosen über das Ende der deutschen Regierung. Das Jüngste Gericht wird tägliche Veranstaltung.

Luthers Eschataologie, um noch einmal zu ihr als dem wahrscheinlich bestdokumentierten Fall zurückzukehren, bezog sich nicht auf eine kalendarische Jahrtausendwende, wohl aber auf eine Zeiterfüllung, verheißen in einer aus dem Mittelalter übernommenen Prophezeiung, wonach die Welt sechstausend Jahre bestehe und gemäß immer wieder aktualisierter Berechnung dieses *finis mundi* nun nahe sei: „Für Luther steht jener [Jüngste Tag] mithin schon vor der Türe; er wartet auf ihn, von einer Woche zur anderen, immer wartet er auf ihn, um 1531 so sicher wie in den 1540er Jahren, wie um 1545“ (Peuckert 1948, 547); Luthers Todesjahr ist 1546. Der eigene Tod war im Mittelalter Bestandteil des Jüngsten Gerichts, wozu jeder einzelne Mensch aufgerufen und „gemäß seiner Lebensbilanz gewogen“ und gerichtet wurde: Die individuelle „Biographie wird ... erst am Ende der Zeiten und nicht schon in der Stunde des Todes abgeschlossen“ (Ariès 1981, 33 f.). Außerdem blieb der Mensch dem Kontinuum der Erfahrungen der Vorfahren einer bäuerlich–handwerklichen Welt verhaftet, die auch zu denen der Nachkommen wurden — das unbefragt Vorhandene, wozu selbstverständlich Not und Tod, Naturkatastrophen und Kriege gehörten. Das Ende war das Ende der Welt, und es gehört zur aufkommenden Moderne, den Tod zu verpersönlichen, ihn als spezifisches Schicksal zu würdigen als durch Sterblichkeit bedingtes Scheitern, nicht genug zu leben.

Es gehört zum Lauf der Welt, daß Menschen sterben, wenn ihre Zeit „um“ ist, ferner daß das Ende der Welt vorausgesagt wird, aber nicht, daß ein Weltende tatsächlich eintritt. Zur Bestimmung kritischer Termine dienten im Lauf der Geschichte immer wieder auffällige Zeitmarkierungen (1033 Jahre nach Christi Tod), Zahlen (MDCLXVI; Zusammentreffen aller römischen Zahlziffern) und Ziffernsymbolik (1000; 2000; 6000), (Spiegelungen: 2002). Das

Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens nennt allein ein halbes Hundert vorübergegangener kritischer Termine für das Jüngste Gericht. „Eine nicht erfüllte Prophetie“, so erklärt Koselleck das Handhaben von Welt–Nicht–Untergängen, „war stets reproduzierbar. Mehr noch, der Irrtum, den die Nichterfüllung einer solchen Erwartung bloßstellte, wurde zum Beweis dafür, daß die apokalyptische Voraussage vom Weltende beim nächsten Mal mit umso größerer Wahrscheinlichkeit eintreffen werde. Die iterative Struktur apokalyptischer Erwartungen sorgte dafür, daß gegenläufige Erfahrungen auf dem Boden dieser Welt immunisiert wurden“ (Koselleck 1979b, 361 f.). Es gibt also eine Gegenläufigkeit christlicher Erwartungen und irdischer Erfahrungen. Für Koselleck werden diese „enttäuschten“ – sollte man getäuschten sagen? – Enderwartungen zum Beweis seiner These vom Auseinanderklaffen von Erfahrungsraum und Erwartungshorizont in der Moderne. Diese offensichtliche Einheit des sich Ausschließenden beinhaltet ein signifikantes Moment der Geschichtlichkeit des Menschen: das Verschieben auf „später“. Und dies wiederum bestätigt das Prinzip der Kontinuität von Erinnern und Hoffen, von Erfahren und Fürchten, von Katastrophen und Karrieren. Es ist das Prinzip des alltagsweltlichen Immerwieder.

In der Autobiografie Johannes R. Bechers erscheint die Weltuntergangsphantasie wie ein Tribut des Autors an das Schwellenthema der Jahrhundertwende 1900/1901. In der Frankfurt–2000–Vision aus dem Jahr 1925 herrscht freudiger Optimismus, um sich selbst in einem größeren Bild auszustellen und seinem lokalistischen Anliegen ein größeres Gewicht zu geben. In unserer Befragung zur bevorstehenden Jahrtausendwende spielt eine zeitliche Endlichkeit offenbar keine Rolle, höchstens eine jetzt zu bilanzierende Kumulation desaströser Teilaspekte, wobei die Rede vom „Nicht–mehr–Weitergehen“ ein Quentchen Hoffnung auf Korrektur enthielt, nicht die Erwartung eines finalen Aus. Relevant ist das Thema Jahrtausendwende kaum für jüngere Befragte; aus der schlechten Bilanz erwächst die fatalistische Einstellung auf eine schlechtere Zukunft. Die Perspektive einer Besserung in Zukunft gehört immerhin zum Assoziationstableau eines Teils der Befragten. Die Älteren lassen sich auf das Thema Jahrtausendwende ebenfalls nicht gerne ein, wenn sie sich mit Veränderungen durch die Jahrtausendwende beschäftigen sollen. Veränderungen sind gleichbedeutend mit Diskontinuitäten im eigenen Leben.

Die Jahrtausendwende kommt. Und es könnte sein, daß seit dem unspektakulären Vorübergehen des symbolisch hochaufgeladenen Jahrs „1984“ die sensationellen Daten ihre Attraktion verloren haben. Der antitotalitäre Roman des einstigen Sozialisten George Orwell, 1949 veröffentlicht, fand seine Verifikation allerdings mit dem Ende der Sowjetsystems, also kurze Zeit nach dem sprichwörtlich gewordenen Jahr. Das war Sensation genug fernab leicht funktionierender Endzeitzahlen.

### **Nachbemerkung 2011**

Der Aufsatz „Die Jahrtausendwende kommt“ wurde 1999 für den Themenband „Zeit in volkskundlicher Perspektive“ des Rheinischen Jahrbuchs für Volkskunde geschrieben, dessen 33. Band im Jahr 2000 erschien. Das Präsenz des Texts betrifft die Gegenwart des Jahres 1999, das Futur die nahe Zukunft des Jahres 2000. Beim Überarbeiten 2011 habe ich den ursprünglichen Sprechzeitpunkt und die Zukunft von einst nicht verändert.

### **Literatur**

Christian Ankwitsch: Das Ende ist nah! Im Jahr 2000 wird alles großartig. Portrait eines lustvollen Selbstbetrugs. In: Die Zeit vom 2. Januar 1998

Philippe Ariès: Studien zur Geschichte des Todes im Abendland. München 1981

Jan Assmann: Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität. In: Assmann, Jan und Tonio Hölscher (Hg.): Kultur und Gedächtnis. Frankfurt 1988, S. 115–155

Johannes R. Becher: Abschied. Roman [1940]. Berlin 1960

Susanne Bisgaard: Absturz der Moderne? Seminarpapier 1998

Lilian Bliesener-Wesselsky und Manu Kembter: Frankfurt am Main oder der Main in Frankfurt. In: Ina-Maria Greverus u.a. (Hg.): Frankfurt am Main. Ein kulturanthropologischer Stadtführer. Frankfurt 1998, S. 239–251

Marc Bloch: Apologie pour l'histoire ou métier d'historien. Paris 1974

Fernand Braudel: Geschichte und Sozialwissenschaften. Die longue durée. In: Honnegger, Claudia (Hg.): Marc Bloch, Fernand Braudel, Lucien Febvre u.a.

Schrift und Materie der Geschichte, Vorschläge zur systematischen Aneignung historischer Prozesse. Frankfurt 1977, S. 47–85

Förstemann Eduard und Ernst Bindseil (Hg.): D. Martin Luthers Tischreden oder Colloquia, so er in vielen Jahren geführet. Nach Aurifaber's erster Ausgabe mit sorgfältiger Vergleichung sowohl der Stangwald'schen als auch der Selnecker'schen Redaction (D. Martin Luthers sämtliche Schriften 22, Abth. 1–4), Bd. IV., Berlin 1848

Almut Gehebe: Das Ringen einer Stadt um ihre Bedeutung am Beispiel von Frankfurt am Main. In: Romana Schneider und Wilfried Wang: Moderne Architektur in Deutschland 1900 bis 2000. Macht und Monument. Ostfildern–Ruit 1998, S. 249–263

Hermann Glaser: Bildungsbürgertum und Nationalismus. Politik und Kultur im Wilhelminischen Deutschland. München 1993

Stephen Jay Gold: Questioning the Millenium. New York 1997

Axel Kintziger: Hoffen auf den Weltuntergang. Zum Jahrtausendende beleuchtet Hugo Stamm die obskure Szene der Endzeitapokalyptiker. In: Die Zeit vom 8. Oktober 1998

Peter Klös: Reisen ins Jahr 2000. Seminarpapier 1998

Reinhart Koselleck: Vorwort. In: Reinhart Koselleck: Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten. Frankfurt 1979, S. 9–14 [Koselleck 1979a]

Reinhart Koselleck: 'Erfahrungsraum' und 'Erwartungshorizont' – zwei historische Kategorien. In: Reinhart Koselleck: Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten. Frankfurt 1979, S. 349–375 [Koselleck 1979b]

Inga Meißner: Das Konzept der Expo 2000 in Hannover: Unreflektierte Imageproduktion. Seminarpapier 1998

Manfred Nagl: Science Fiction in Deutschland. Untersuchungen zur Genese, Soziografie und Ideologie der phantsatischen Massenliteratur. Tübingen 1972

Peter Noller, Klaus Ronneberger: Die neue Dienstleistungsstadt. Frankfurt/New York 1995

- Wolfgang Pehnt: Nachwort. In: Wolfgang Pehnt (Hg.): Der rastlose Fluß. Englische und französische Geschichten des Fin de Siècle. München 1974, S. 165–189
- Will-Erich Peuckert: Die große Wende. Das apokalyptische Saeculum und Luther. Hamburg 1948
- Walter Prigge: Mythos Metropole. In: Walter Prigge und Hans-Peter Schwarz (Hg.): das Neue Frankfurt. Städtebau und Architektur im Modernisierungsprozeß 1925–1988. Frankfurt 1988. S. 209–240
- Kirsten Salein: Natur im Kopf. Stadtentwicklung zwischen Plan und Vermittlung. Das Projekt Grüngürtel Frankfurt. Frankfurt 1996
- Heinz Schilling: Job Fincelius und die Zeichen der Endzeit. In: Wolfgang Brückner (Hg.): Volkserzählung und Reformation. Ein Handbuch zur Tradierung und Funktion von Erzählstoffen und Erzählliteratur im Protestantismus. Berlin 1974, S. 326–392
- Heinz Schilling: Über die Grenze. Zur Interdependenz von Kontakten und Barrieren in der Region Saarland/Lorraine. In: Schilling, Heinz (Hg.): Leben an der Grenze. Recherchen in der Region Saarland/Lorraine. Frankfurt 1986, S. 345–392
- Heinz Schilling: So möchten wir gerne gewesen sein. Festschriften zum Erinnern und Vergessen. In: Johanna Rolshoven und Martin Scharfe (Hg.): Geschichtsbilder. Ortsjubiläen in Hessen. Marburg 1994, S. 27–42
- Alfred Schütz, Thomas Luckmann: Strukturen der Lebenswelt. Neuwied und Darmstadt 1975
- Victor Turner: Betwixt and Between. The Liminal Period in Rites de Passage. In: Victor Turner: The Forest of Symbols. Ithaca 1967, S. 93–111
- Victor Turner: Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur. Frankfurt und New York 1989
- Arnold van Gennep: Les rites de passage. Paris 1909
- Bernd J. Warneken (Hg.): Fehlalarm. Y2K und andere Apokalypsen. Tübingen 2000; darin u.a. Martin León, Andreas Tschürtz: Am Morgen danach, S. 121–127

H. Th. Wüst: Frankfurt im Jahre 2000. Wie wird es in 75 Jahren aussehen? In: Die neue Altstadt. Jahrbuch [auf] 1926 des Bundes tätiger Altstadtfreunde zu Frankfurt a. Main. Frankfurt 1925, S. 19–20

Jutta Zwilling: Vorposten der Demokratie. In: Lothar Gall (Hg.): FFM 1200. Traditionen und Perspektiven einer Stadt. Sigmaringen 1994, S. 279–314

## Anmerkungen

---

<sup>1</sup> Die Semesteraufgabe in dem Seminar „Geschichte und Geschichtlichkeit“ bezog sich für eine Arbeitsgruppe auf die Analyse von 15 Tageszeitungen beider Länder mit den Erscheinungsdaten zwischen dem 30. Dezember 1995 und dem 2. Januar 1996. Ausgewertet wurden 433 Artikel, die in direkter Beziehung zu den Worten Silvester, Jahresende, Rückblick, Neujahr, Vorausblick standen.

<sup>2</sup> „I understand that change is frightening for people, especially if there’s nothing to go to. It’s best to stay where you are.“ (Quelle: <http://www.bbc.co.uk/news/special/politics97/diana/panorama.html>).

<sup>3</sup> In den 1920er Jahren wurde – ausgehend von Frankfurt – die Idee eines „Rhein–Mainischen Städtekränzes“ ernsthaft diskutiert. Vgl. Otto Maull: Der Rhein–Mainische Lebensraum. In: Walter Behrmann und Otto Maull (Hg.): Rhein–Mainischer Atlas für Wirtschaft, Verwaltung und Unterricht. Frankfurt 1929, S. 1–41. Die NS–Zentralitäts– und Reichsgliederungspolitik bedeutete allerdings das Ende dieser Konzepte.